Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Reich der Arbeit" einschl. Bringerlohn 90 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6862) pro Vierteljahr M. 2.25. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaligem inhaltgleichem Wiederholungen wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens früh 10 Uhr frei in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 62. | Dresden, Montag den 17. März 1902. | 13. Jahrg.

Das Landstraßen-Proletariat.

Die verheerenden Wirkungen der Wirtschaftskrise zeigen sich uns auch in dem plötzlichen Anschwellen des Landstraßen-Proletariats, der Vagabundenarmee, wie es im kapitalistischen Jargon heißt. Die Betriebseinschränkungen und Arbeiterentlassungen in allen von der Krise betroffenen Industrien haben trotz aller Ableugnungen die Ziffer der überschüssigen Arbeitskräfte enorm vermehrt. Wovon sollen diese auf dem Straßenpflaster der Großstädte herumlungernden, frierenden und hungernden Proletarier existieren? Solange der eisige Winterwind pfeift, versucht sich die Arbeitslosenmasse um jeden Preis in der Stadt zu halten: kommt aber erst das Frühjahr, so strömen die Scharen der Ueberflüssigen auf die Landstraßen ab und betteln sich durch, von Verpflegstation zu Verpflegstation, von Ort zu Ort, immer von der vagen Hoffnung aufrecht erhalten: in der nächsten größeren Stadt könne es glücken, Arbeit zu erhalten. Wenn jedoch die Erwerbsverhältnisse andauernd schlecht bleiben, so daß sich die Hoffnung auf Arbeit nicht verwirklicht, so kommt gar mancher Proletarier von der „Tippelei" und Bettelei nicht mehr los. Ist erst die Kleidung zerrissen und das Aussehen verwildert, dann ist es schwer, wieder anzukommen. Hinter dem Bettelnden jagt der Gendarm her, Polizeigewahrsam und Gefängnis drohen und oft versinkt schon nach kurzer Zeit der durch Arbeitslosigkeit auf die Landstraße getriebene Industriearbeiter unter das Bettelproletariat, die Ausgestoßenen der kapitalistischen Gesellschaft.

Die Polizeibehörden rechnen zum Beginn des Frühjahrs mit einem starken Anwachsen der Vagabundenarmee und das ist ein Beweis, daß man nicht an die baldige Beendigung der gegenwärtigen Krisis glaubt. Der preußische Minister des Innern hat seine nachgeordneten Behörden aufgefordert, dafür zu sorgen, daß die Verpflegstationen in Stand gesetzt werden. Sie seien das geeignetste Mittel, „den Strom der wandernden Arbeitslosen auf bestimmte Straßen einzuschränken und hier der notwendigen Ueberwachung zu unterwerfen, demgemäß den Belästigungen und Gefahren der Wanderbettelei und Vagabundage entgegen zu wirken und die Wandernden vor dem sittlichen Verfall zu schützen". Diese Verfügung dient natürlich nur dem polizeilichen Interesse und ist keine Hilfe gegen all' den Jammer und das Elend der Arbeitslosen. Aber sie ist doch kennzeichnend für die Besorgnis, mit der man dem Anschwellen des Landstraßenproletariats im Frühjahr entgegen sieht. Man weiß nicht wohin mit der industriellen Reservearmee, die plötzlich riesengroß auftaucht und so recht die tolle Anarchie der kapitalistischen Produktion der letzten Jahre zeigt. So hat denn der preußische Polizeiminister — und gleich ihm die Polizeiminister der anderen Staaten, — nur die eine Sorge, den Marsch der Wandererarmee auf bestimmte, von Verpflegstationen und Wanderarbeitsstätten markierte Striche zu beschränken, denn wenn der Hunger die Massen zwingt, sich zu verstreuen, dann zerschellt die Macht der überwachenden Gendarmen und die Behörden verlieren den Ueberblick über den dahinflutenden Strom der Armen und Elenden.

Es kennzeichnet den ganzen Tiefstand der reichsdeutschen Sozialpolitik, daß in den guten Jahren nichts geschehen ist, um dem schrecklichen Elende, das jetzt im Gefolge des Niedergangs auftritt, vorzubeugen. Die bessere Fürsorge für die Obdach- und Existenzlosen auf den Landstraßen wäre das wenigste gewesen, was hätte geschehen müssen. Aber ebensowenig wie etwas zur reichsgesetzlichen Regelung des Arbeitsnachweises g than ist, ebensowenig geschieht, um den Arbeitslosen, der hungernd auf die Landstraße gerät, vor dem Verkommen zu schützen. Der verminderte Zuzug Arbeitsloser in den guten Jahren ist sogar Veranlassung gewesen, vielfach die vorhandenen Einrichtungen zur Unterbringung des Landstraßenproletariats wieder eingehen zu lassen. Sowohl die bekannte Zeitschrift für das Unterstützungswesen auf der Landstraße als der preußische Minister des Innern geben dies zu, dieser mit den Worten: die Zahl der Verpflegstationen habe sich in den letzten Jahren fast überall wesentlich „verändert". Im Interesse Hunderttausender ärmster und armseligster Proletarier muß verlangt werden: wenn Ihr schon nichts thun wollt, um die Existenz des Arbeiters durch Ausbau der Arbeiterschutz- und Arbeiterversicherungsgesetze zu sichern, so sorgt wenigstens für die gewältigsten Opfer Eures Systems, für das Proletariat der Landstraße und verhindert, daß Hunderttausende, die jetzt bloß bettelarm sind, die Gefängnisse bevölkern!

Das Wanderproletariat der Landstraße durchläuft bei uns in Sachsen namentlich vier Striche. Der eine geht von Leipzig nach Altenburg, von dort hinüber nach Meerane, nach Reichenbach und bis nach Plauen i. V. Ein zweiter Strich der Landstraßenproletarier geht von Leipzig über Wurzen, Oschatz, Riesa, Meißen nach Dresden. Ein dritter geht von Görlitz über Löbau, Bautzen, Bischofswerda nach Dresden und von hier über Freiberg nach Chemnitz. Der vierte Strich, das vogtländisch-erzgebirgische Wandergebiet, beginnt in Plauen i. V. und zieht sich über Auerbach nach Schneeberg, Schwarzenberg, Annaberg, Sayda, Altenberg und nach Dresden hinunter oder über Schneeberg, Stollberg nach Chemnitz oder auch nach Zwickau und von dort weiter. Mit geringen Abweichungen halten die wandernden Proletarier diese Route ein, denn es sind immer die großen Städte: Dresden, Leipzig, Chemnitz, Zwickau, die sie anziehen: sie hoffen, dort Arbeit zu finden.

Der wandernde Strom arbeitsloser und bettelnder Proletarier aus Nord- und Süddeutschland wird auf Seitenwegen verstärkt durch die aus Sachsen selbst stammenden Wanderer. Es ist schwer, sich über dieses Zu- und Abströmen Zahlen zu verschaffen, denn die bürgerliche Gesellschaft überläßt diese Proletarierarmee fast völlig sich selbst. Die geringe Unterstützung, die den Wandernden zu teil wird, wird als Almosen gegeben. Weil fast nichts geschieht, den durch die Schläge des Lebens auf die tiefste Stufe der Existenz herabgeschleuderten Proletarier vor gänzlichem Untergehen zu bewahren, deshalb sinken so viele aus dieser Wandererarmee in das Verbrechertum hinunter.

Zunächst fehlt es an jeder durchgreifenden staatlichen Organisation, nicht bloß in Sachsen, sondern in ganz Deutschland überhaupt. Was von den Gewerkschaften geschieht, ist noch immer das Bedeutendste. Die Gewerkschaften und Gewerkvereine wenden alles in allem jährlich annähernd $^3/_4$ Mill. M. für Arbeitslosenunterstützung — Reiseunterstützung eingeschlossen — auf. Das aber kommt nur dem Bruchteil der Organisierten zu Gute. Die Nichtorganisierten sind auf das geringfügige Ortsgeschenk und auf die geringe Hilfe angewiesen, die die Herbergen zur Heimat leisten. In Sachsen bestehen 56 solcher Herbergen. Daneben sind an einzelnen Orten noch Vereine vorhanden, die diesen Proletariern ein paar Pfennige Unterstützung geben und sie dafür Arbeiten verrichten, vielfach Holzsägen und Holzhacken lassen. Für den satten Bürger hat das den Vorteil, daß er den Bettelnden von seiner Thüre weg, an den Verein „Arbeit für Bettler", oder welchen Namen er sonst führt, verweisen kann. Wieder in anderen Städten, so in Dresden und Leipzig, treten dazu noch Schreibstuben für Arbeitslose, errichtet von Vereinen für innere Mission, die den Vorsprechenden ein paar Groschen Verdienst geben. Wohlthätigkeit und nichts als kümmerlichste Wohlthätigkeit! Und wie bei uns in Sachsen, so im ganzen Reiche ist der arbeitslos umherhetzende Proletarier auf die mit Bibelsprüchen gespickte Wohlthätigkeit angewiesen, nur daß im Reiche noch die Verpflegstationen (Wanderarbeitsstätten) und die 32 Arbeiterkolonien hinzutreten. In Sachsen giebt's ihrer zwei: die eine in Lieske bei Kamenz, die andere in Sonnenegg im Erzgebirgsdorf Mehlteuer im Vogtland.

Das ist die „Hilfe", die die bürgerliche Gesellschaft den Opfern ihres anarchischen Produktionssystems gewährt. Zur Zeit des beginnenden Aufschwungs des Wirtschaftslebens holt sie vom Lande und aus den kleinen Städten die Proletarier in Massen in die Industriezentren, um sie mit dem beginnenden Niedergang schonungslos aus den Betrieben hinaus auf die Landstraßen zu hetzen. Dort können sie verkommen. Und wirklich gehen Tausende zu Grunde, nachdem sie oft lange Zeit einen Vorzugslangskampf um ihre armselige Existenz geführt haben, bis dann der Hunger und der Schnaps ihr Werk vollendet haben und der Widerstandsunfähige zum gewohnheitsmäßigen Vagabunden wird.

Wenn schon die Reichs-Sozialreform Arbeitslosenzählung, reichsgesetzliche Regelung des Arbeitsnachweises, Normalarbeitstag, Arbeitslosigkeitsversicherung von der Hand weist — hier hätte sie die Pflicht zu allererst einzugreifen und einen Teil des Proletariats wenigstens vor dem Verkommen zu bewahren, wenn sie sich schon weigert, sie beizeiten gegen Not zu schützen. Aber es geschieht nichts, und so müssen erst noch Tausende die Wunden und Striemen auf ihrem Leibe empfinden, mit denen die kapitalistische Gesellschaft ihre Opfer zu zeichnen pflegt, bis endlich die Reichs-Sozialreform sich zu durchgreifenden Maßregeln aufrafft, um den Rechts- und Schutzlosen auf der Landstraße die notwendigste Hilfe zu gewähren.

Politische Uebersicht.

Das Güstrower Meineidsurteil

erregt bis ins Ausland die Gemüter. Die Wiener Arbeiterzeitung bringt einen Artikel, der den Richtern und Geschworenen von Güstrow so ungeschminkt die Meinung sagt, daß uns der Abdruck einige Jahre Gefängnis kosten würde. In der That ist aber auch wohl selten ein Urteil gefällt worden, das so sehr die Kritik herausgefordert hätte, als dieses.

Bei den früheren politischen Meineidsprozessen, die sich gegen Sozialdemokraten richteten, und deren Urteile schon Stürmen erregten Zweifels begegneten, bildeten den Gegenstand der Anklage doch wenigstens Aussagen, die von Bedeutung waren, die einen angeklagten Sozialdemokraten vor einer Bestrafung hatten schützen können. Die Behauptungen Schröders und seiner Leidensgenossen, daß er vom Gendarmen Münter zu Boden gestoßen worden sei, waren von Bedeutung im Prozeß der sozialdemokratischen Redakteure, die der Beleidigung des Gendarmen Münter angeklagt waren,

Ecce ego — Erst komme ich!

Roman von Ernst von Wolzogen.

(22. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Charlotte lag noch auf dem Divan. Bei seinem Eintritt richtete sie sich rasch empor, stellte die Füße auf den Boden und legte, tief errötend, die Hände auf ihrem Schoß ineinander.

„Charlotte! Ist es wahr! Ist es wirklich wahr, was mir Dein Bruder gesagt hat? Darf ich Dich mein nennen?"

Damit trat er langsam auf sie zu. Und sie blickte auf, ob die Glückstränen noch in seinen Augen schimmern, erhob sich rasch und schmiegte sich mit einem leisen „Ja" sanft an ihn, den Kopf an seine Schulter lehnend.

Und er nahm sie in seine Arme und küßte sie, ganz zart, fast ängstlich behutsam, nur auf die Stirn und auf die kühle Wange. Und dann traten sie mit einander ans Fenster und schauten hinaus in die trübselige Landschaft, über den See und die schwarzen Wälder, über welche der Wind von Zeit zu Zeit den dünnen Regen wie einen zerfetzten alten Theaterschleier hinwehte. Sie sprachen nur sehr wenig miteinander. Aribert fragte gar nicht, wie sie über Nacht dazu gekommen sei, sich über ihr Gefühl klar zu werden. Er suchte auch nicht nach überschwenglichen Worten. „Mein süßes Lottchen! — Ich bin so glücklich! — Wie wird sich meine Mama freuen!" — Das war mit einigen Variationen ungefähr alles. Und es war gut so. Denn es paßte in Lottens Stimmung und in den trüben Tag hinein.

Lange sollten sie nicht allein bleiben, denn Frau Hedwig ließ es sich nicht nehmen, sie so bald wie möglich zu stören, um mit einer Flut von Fragen und Neckereien und Liebkosungen über sie herzufallen. Sie war erst um elf Uhr aufgestanden, nachdem sie neun Stunden lang prächtig geschlafen hatte, frisch, rosig und übermütig beweglich, spottete sie des mißlichen Wetters, und es schien schier unglaublich, daß das ziegenpeterige, quarrige Burschchen, das sie in eine Decke eingewickelt zum gratulieren herbeischleppen ließ, ihr Sohn sein sollte. Schon nach zehn Minuten bestand sie darauf, daß sie sich nun doch mit dem Schwager duzen müßte und zur Besiegelung des Duzvertrages bekam er von ihr einen äußerst wohlschmeckenden Kuß mitten auf den Mund, welcher noch immer nicht gewagt hatte, die Lippen der blassen Braut zu berühren. Es war übrigens ein wahrer Segen, daß Frau Prümmer etwas Leben in die Gesellschaft brachte, sonst wäre es mit der Zeit doch selbst für den verliebten Bräutigam etwas langweilig geworden.

Er blieb natürlich zu Tische, und da erschien auch der alte Herr wieder, höchst würdig und feierlich anzusehen, in seinem tadellosen, schwarzen Sonntags-Anzug und in der blendend weißen Wäsche. Seine Begrüßung des Schwiegersohnes war jedoch weniger feierlich. Er schnappte einigemal einleitend mit der merkwürdigen Unterlippe und dann reckte er ihm die Hand hin und stieß rasch hervor:

„Na, also Sie, ich weiß schon; lassen Se's gut sein . . . ehemm . . . meine Tochter will Sie ja; na — wenn's nich anders is. — die Freiheit ist das kostbarste Gut. Hab' ich immer gesagt, also . . . hem . . . meinetwegen. Lassen Se, lassen Se — seien Se sich, lassen Se sich's gut schmecken."

Nach der Mahlzeit ersuchte der alte Herr Schönbeck Aribert und seinen Sohn mit ihm auf sein Zimmer zu kommen. Der glückliche Bräutigam bekam auf einmal eiskalte Hände. Jetzt kam das peinliche Verhör, das ahnte er und er wußte auch, daß er sich nicht in besonders glänzendem Verteidigungszustand befinde. Die Verlobungsbowle und die schlaflose Nacht äußerten ihre Nachwirkungen durch ein Gefühl von Schlaffheit im Magen und Schwäche in den Gelenken. Er hatte sich auch nicht getraut, sich an den guten Weinen bei Tische Mut zu trinken, da er bereits gemerkt hatte, daß er durch ein zurückhaltendes Wesen, das wie scheue Verehrung aussah, mehr bei Charlotten ausrichtete, als durch wispelnde Beredsamkeit, die bei ihm in der Weinlaune leicht ausartete.

Nun saß er also auf dem altfränkischen, ledergepolsterten Stuhl, den der alte Herr, wie überhaupt die ganze Einrichtung seines Zimmers, aus der Apothekerzeit in die Rentiersvilla hinübergenommen hatte, rieb sich nervös die Hände und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Die beiden Schönbeck, Vater und Sohn, hatten sich inzwischen in eine Fensternische zurückgezogen, wo sie leise miteinander sprachen.

Jetzt traten sie beide mit ernsthaften Mienen wieder hervor und nahmen Aribert gegenüber an dem Tisch vor dem Sofa Platz.

„Mein Vater ersucht mich," begann Heinrich, „wegen der finanziellen Sicherung Eurer Zukunft einige Aufklärungen . . . Du wirst begreifen, lieber Schwager, daß es in unserem beiderseitigen Interesse liegt, sich darüber von vornherein klar zu sein."

Aribert verbeugte sich und murmelte etwas Unbestimmtes, indem er sich möglichst unauffällig mit seiner glatten Frisur zu thun machte. Er fühlte nämlich einige kühle Tropfen auf seiner Stirn, die er bei dieser Gelegenheit entfernte.

Heinrich Schönbeck fuhr fort:

„Ueber Dein Gut wissen wir ja durch Dich und Deinen Herrn Schwager bereits Bescheid. Du sollst ja ein sehr tüchtiger Landwirt sein und da ist ja aus einem Gute von achtzehnhundert Morgen gewiß eine ganz hübsche Rente herauszuwirtschaften — selbst wenn etwas viel Sand dabei ist. Die Hauptfrage ist also nur die: hast Du viele Schulden darauf?"

„Nur das Vermögen meiner Tante," versetzte Aribert rasch, „aber das fällt ja doch wieder an uns zurück und mein gutes Tantchen ist ein sehr altes Fräulein."

„Deine beiden Schwestern haben keine kündbaren Hypotheken darauf stehen?"

„Nein; meine Schwestern sollten durch das Vermögen der Mutter schadlos gehalten werden. Mein Vater wünschte, daß das Gut ungeteilt beim Mannesstamm verbleiben sollte. Mein Vater war eben ein eingefleischter Aristokrat und sah darin das einzige Mittel, dem drohenden Verfall des Adels vorzubeugen."

Er sagte das mit gleichsam entschuldigendem Lächeln gegen den alten Herrn gewendet.

Der zog die Augenbrauen hoch und murrte:

„Aha! Majorat, was?"

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020317/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG